

# Mein Chinese

Autor(en): **Widmann, J.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 9

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572879>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Mein Chinese.

Von J. v. Widmann, Bern.

Ist es euch niemals so gewesen,  
 Als hätte jeder seinen Chinesen,  
 Das heißt: im Lande der Zopflanghänger  
 So eine Art von Doppelgänger?  
 Uebrigens braucht es nicht China zu sein;  
 Der eure kroch vielleicht tiefer hinein  
 Ins Centrum Asiens, aufs „Dach der Welt“,  
 Wo der Lama wohnt im Nomadenzelt.

Doch meiner hat wirklich im „Reich der Mitte“  
 Auf stiller Flur seine friedliche Hütte.

Eigentlich hab' ich ihn immer geahnt.  
 Den Knaben schon hat was gemahnt,  
 Als wär' ich noch einmal wo auf Erden.  
 Doch taugt das junge, stürmische Blut  
 Zum Schau'n subtiler Dinge nicht gut.  
 Erst wenn wir im Alter ruhiger werden,  
 Gömmt uns mitunter ein freundlich Geschick  
 Einen hellsehenden Augenblick.

Auch dann nur meist in flüchtiger Schnelle,  
 Und keineswegs mit Tageshelle,  
 Nur so, wie wenn auf das weiße Wallen  
 Der Nebel im Thal Mondstrahlen fallen.  
 Und doch genügt das bleiche Licht,  
 Daß ich erkenne das ferne Gesicht.

Und wie ich ihn schaue, wird wunderbar  
 Sein Leben und meines mir plötzlich klar.  
 Wohl ist er ich selbst, doch in manchem Sinn  
 Wieder ein anderer, als ich es bin.

Vor allem seh' ich ihn stark und gesund,  
 Und spüre: das kommt ihm vom Herzensgrund.  
 Das kommt ihm, weil ihm der Seele Frieden  
 Die Götter in hohem Maße beschieden.  
 Ich gehe ja auch nicht tragisch einher,  
 Wie viel heiterer aber Er!

Denn er ist ein zufriedener Bürger.  
 Hält's zwar im innersten Herzen wie ich  
 Mit den Erwürgten und haßt die Würger,  
 Behält dies aber hübsch für sich.  
 Schaut sich nicht um nach den himmlischen Drachen,  
 Wenn sie in ihrem blutigen Rachen  
 Mit den Sägezähnen von Eisen  
 Zappelnde Kreatur verspeisen;

Wenn ihre Schwänze wie eherne Keulen,  
 Ihre Beine wie stampfende Säulen  
 Droben im Bergwald, am Fluß in den Halmen,  
 Was da krecht und fleucht, zermalmen;  
 Nimmt das für Angelegenheiten,  
 Die seit mehreren Ewigkeiten,  
 Lang, bevor er geboren als Kind,  
 Nun mal so geordnet sind;  
 Weiß, er ist daran nicht schuld,  
 Wickelt in dieses Gedankens Huld  
 All sein Mitleid mit großer Ruhe  
 Und hütet's in fest verschlossener Truhe,  
 Auf der er sitzt manch lieben Tag,  
 Auf der er sogar zu schlafen vermag.

Macht ihn dies allein schon stark,  
 So zehrt auch nie an seinem Mark  
 Die Sorge, was er bei den Leuten  
 Etwa habe zu bedeuten;  
 Fragt nach keines Mandarinens  
 Sauerfüßen kritischen Mienen;  
 Hat sich auch nichts entschlüpfen lassen,  
 Dran sie ihn etwa könnten fassen;  
 Hat — wer sollte den Mann nicht lieben? —  
 Sein Lebtag kein Gedicht geschrieben.

Zwar auch ihn hat's manchmal geuckt,  
 Mit dem Tuschpinsel Verse zu malen,  
 Wenn des Abends glühende Strahlen  
 Feurig über den Himmel geuckt.  
 Doch, wenn dann die Sterne kamen,  
 Ganze Welten ohne Namen,  
 Welten, fern, uns unbewußt,  
 Die hoch über Menschendingen  
 Dort seit Ewigkeiten schwingen,  
 Dann verging ihm schnell die Lust.  
 „Was ich auch zu sagen wüßte,  
 Wär's mehr als ein Körnchen Sand,  
 Das an unbekannter Küste  
 Eine Welle schwemmt an's Land?“

Aber hast du nie berauscht denn  
 Dich am Frühlingshauch der Flur?  
 Nie am Fluß, im Hain gelauscht denn  
 All den Stimmen der Natur,  
 Die mit Schmeicheln dann dich zwangen,  
 Nachzusingen, was sie sangen?



Appenzeller Tanzeiger.  
Aquarell von Karl Ciner, (St. Gallen) Paris.





**Der Tanzbär.**

Nach einer im Besitze des Herrn Direktor G. B. Broofs in Genf befindlichen Zeichnung von van Nuyden, (Genf) Paris.

„Ja! Wohl hört' ich ihre Weise,  
Sang für mich sie leise, leise;  
Doch, sie andern vorzuschreiben,  
Ließ ich weise, weise bleiben.“

So ist mein Chinese. Daß gar ein Begehren  
Nach Ruhm ihm könnte die Ruhe wehren,  
Wird nun sicherlich niemand glauben.  
Ruhm und Ehren sind süße Trauben,  
Aber nicht wert die göttliche Stille,  
Wo ein nichts verlangender Wille,  
Dem doch die Kraft des Erlangens nicht fehlt,  
Die stolze Einsamkeit besetzt.

Geruhig unterm Himmelszelt  
Lebt er und denkt der weiten Welt,  
Freut sich der Menschen, der Millionen,  
Der unbekannt, die überall wohnen,  
Freut sich der Milliarden von Toten,  
Denen das Leben Glanz geboten,  
Freut sich, was er in all den Jahren  
Selbst an Wundern hat erfahren,  
Freut sich am Abend und freut sich am Morgen  
Mehr noch dessen, was ihm verborgen,  
Was ihn, weil es sich nie enthüllt,  
Mit unendlicher Ahnung erfüllt.  
Ueber solchen stillen Gedanken  
Kommt sein Gleichmut nie ins Wanken.  
Da gibt's Eile nicht, noch Hast;  
Was ihm durch die Finger gleite,  
Wo er stehe, wo er schreite,  
Immer hat er Herzensraft.

Eben jetzt in seinem Gärtchen  
Steht er, streicht sein Ziegenbärtchen

Und blinzelt mir zu. Denn natürlich kann  
Auch Er mich sehn. So wie den Mann  
Im Mond wir Erdbewohner erblicken,  
Und er auch oft uns scheint zu nicken.  
Doch in den Augen meines Chinesen  
Muß ich ein spöttisches Staunen lesen,  
Daß ich mit dieser und jener Sache  
Mir so viel Müß' und Arbeit mache,  
Daß mir vieles so wichtig ist,  
Das in Wahrheit doch nichtig ist,  
Untersucht man es erst näher.  
— „So ein Bildungseuropäer!“ —  
Das besagen seine Mienen.  
Ach! Ich schäme mich vor ihnen!

Und mein Schwur gen Himmel flackert:  
Künftig mach' ich's ganz wie du.  
Nicht mehr wird gerungen, gerackert,  
Alle Thüren schließ' ich zu,  
Und will's wenigstens nicht buchen,  
Wenn die Musen mich besuchen.  
Mädchen kann man doch wohl lieben,  
Ohne daß gleich wird geschrieben.  
Weggegossen sei die Tinte,  
So viel schwarzer Thaten Born,  
Und die Feder, meine Flinte,  
Flieg' in hohem Schwung ins Korn . . . .  
Das heißt — das geschieht erst später.  
Jetzt, da mich wie reinsten Aether  
Diese Phantasien umfließen,  
Muß ich sie in Worte gießen,  
Daß die Mitwelt schleunigst lese  
Deine Weisheit, mein Chinese!

## Ein Nachmittag bei Frank Buchser in der Walliserhalle.

Von F. A. Zetter-Collin in Solothurn.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

„Wohin?“  
„In die Walliserhalle!“  
„Da gehen wir ja miteinander.“

Es war ein Wechselgespräch zwischen drei jungen Künstlern — zwei Basler Malern und einem Berner Bildhauer, der aber in Solothurn geboren war und daselbst auch seine erste Bildung empfangen hatte, einem Menschen von herkulischem Muskelbau und von strotzender Gesundheit, dem man wohl ansah, daß er von früher Jugend an den Spitzhammer des Steinmeßers mehr zu gebrauchen hatte, als später in der Ecole des beaux arts in Paris die zierlichen Modellierhölzchen des Skulptors —, die sich an einem wunderschönen Frühlingssonntagnachmittag

gegen das Ende der 80er Jahre unter der blühenden Kastanienallee vor dem imposanten Baseltore in Solothurn zufälligerweise trafen und sich kollegialisch die Hände schüttelten.

Das folgende Gespräch drehte sich hauptsächlich um den im Jahre 1890 in Bern zu eröffnenden ersten schweizerischen „Salon“, den „Buchser-Salon“, wie er zu Ehren seines Hauptförderers, des genialen Malers Frank Buchser, auch zumeist benannt wurde, und an welchem sich die Eidgenossenschaft zum ersten Male mit dem namhaften Betrage von Fr. 100,000 zu Ankäufen von Bildern und Skulpturen beteiligen sollte. Kein Wunder also, daß ein schweizerisches Künstlerherz, zumal ein junges, auf diese